EDITORIAL

Das Nachleben der Imperien: Eine integrierte biografische Perspektive auf Russland, Deutschland, Polen und das Baltikum

von Katrin Steffen

Die in diesem Heft behandelten Biografien fallen in die Zeit der Auflösung der Imperien des Russländischen Reiches, des Osmanischen Reiches, der Habsburgermonarchie und des deutschen Kaiserreichs.[1] Letzteres gilt zwar nicht als ein exemplarisches Imperium, weist mit seiner polnischen Bevölkerung in den preußischen Ostprovinzen aber ebenfalls eine die Imperien kennzeichnende übernationale Komponente auf. Ein weiterer, damit eng verbundener Fokus liegt auf der Bildung von Nationalstaaten nach dem Zerfall der Imperien. Es geht um ein Nach- und Fortleben der Imperien und seine Auswirkungen auf die individuellen und kollektiven Lebenswelten im nördlichen Osteuropa, das in den überwiegend national dominierten Historiografien der betroffenen Länder bislang nur wenig Aufmerksamkeit erfahren hat. Jene stellten eine fast gradlinige Entwicklung von den Imperien zu den das 20. Jahrhundert dominierenden neuen Ordnungen, den Nationalstaaten, in den Vordergrund. Diese Perspektive aber verstellt den Blick darauf, dass für den Übergang von den Imperien zu den Nationen nicht von einer fast teleologischen Gradlinigkeit auszugehen ist. Der biografische Ansatz soll daher dazu genutzt werden, multiperspektivische Zugänge zu entwickeln und sowohl Wandel und Diskontinuitäten als auch Kontinuitäten aufzuzeigen, die sich bei einer alleinigen Betrachtung der Imperien ohne ihr Nachleben genau so wenig erschließen wie bei einer isolierten Betrachtung der neuen politischen Entitäten ohne ihr imperiales Vorleben.

Die hier betrachtete Zeit hatte viele Facetten: Sie war von Verlust, von Umbruch und von extremer Gewalt mit hohen menschlichen Verlusten gekennzeichnet. Bewaffnete Konflikte dauerten im östlichen Europa nach 1918 noch mehrere Jahre an. Die zivile Normalität war durch den Ersten Weltkrieg und die ihm folgenden Auseinandersetzungen um die Grenzen im östlichen Europa zerstört worden. Die Russische Revolution, die auf den gesamten Kontinent und darüber hinaus ausstrahlte und die das neue sowjetische Imperium hervorbrachte, transportierte in ihrem Einflussbereich Gewalt in den Alltag der Menschen. Neue Grenzziehungen führten dazu, dass wissenschaftliche und wirtschaftliche Verbindungen, die über Jahre hinweg in und über die Grenzen der Imperien hinaus gewachsen waren, plötzlich gekappt wurden, mit zum Teil tragischen Folgen für ihre Trägerinnen und Träger. Mit den neuen Grenzen einhergehende Migrationsprozesse führten zu Flucht, Vertreibung und Migration von Millionen von Menschen. Diese Prozesse wurden nicht selten

1 Die Mehrzahl der Beiträge dieses Heftes geht auf die Tagung „Historische Zäsur und biografische Erfahrung: Das östliche Europa nach dem Zerfall der Imperien (1917–1921)“ zurück, die im September 2013 am Nordost-Institut in Lüneburg stattfand.

von der Ausbreitung von Krankheiten und Epidemien begleitet. Zudem entstand ein „Volk von Staatenlosen“, dessen Existenz für Hannah Arendt die „Atmosphäre des Zerfalls“ der 1920er Jahre symbolisierte.[2] Die geografisch neu konstruierten Räume standen oftmals in einer konfliktreichen Beziehung zu den immer mehr an Bedeutung gewinnenden ethnisch konstruierten Räumen. Zwar waren die Räume ethnischer Zuschreibung oder nationaler Zugehörigkeit nicht unveränderlich – vielmehr ist von der Existenz multipler Geografien auszugehen.[3] Dies verdeutlichen zahlreiche Beiträge in diesem Heft, indem sie die Akteure in das Zentrum ihrer Betrachtungen rücken. Sie verdeutlichen aber ebenso, dass sich viele Ethnien plötzlich in Nationalstaaten anstatt in Vielvölkerreichen wiederfanden. Befördert wurden diese Entwicklungen durch die Versailler Nachkriegsordnung, die nur scheinbar zu einer Klärung territorialer oder ethnischer Verhältnisse beitrug. Denn obwohl vor 1914 über 60 Mio. Europäer von fremden Nationen beherrscht wurden, und sich diese Zahl durch die Versailler Neuordnung von 1919 auf 25 Mio. reduzierte, waren viele Angehörige der neuen nationalen Minderheiten stärker als zuvor damit konfrontiert, mit einer bestimmten Ethnizität identifiziert zu werden.[4]

Der Drang zu Planung, zu Ordnung und zu Regulierung in den neuen, jungen Nationalstaaten zielte zum Teil ebenfalls auf ethnische Homogenisierung. Signifikante Minderheiten galten nun vielfach als „Problem“. Solchermaßen gekennzeichnete, vormals nicht selten privilegierte Ethnien oder Schichten verloren daher ihre Stellungen, obwohl sie vielerorts als eine Art Transmissionselite und Wissensspeicher für eine Übergangsphase gebraucht wurden. Sie mussten sich jetzt neu arrangieren und gingen zum Beispiel in freie Berufe über, wenn sie wie deutschbaltische Juristen in Lettland nach 1918 nicht mehr im Staatsdienst tätig sein durften. Ihre Rollen als Funktionseliten wurden in neuen Ordnungen von Anderen übernommen und die sozialen Räume, in denen sie zuvor als Akteure aufgetreten waren, verschwanden oder mussten neu definiert werden – auf diese Art und Weise wurden Handlungsspielräume erheblich eingeschränkt. Zudem waren die neuen Minderheiten damit konfrontiert, dass nunmehr ihre Loyalität zu einem gegebenen Staatswesen in Frage gestellt werden konnte und wurde.[5] Zum Teil wurden sie wegen irredentistischer Bestrebungen auch der offenen Feindschaft verdächtigt. Auf der anderen Seite waren Angehörige der Minderheiten ebenso in der Lage, ihre Loyalitäten aus den Imperien auf die neuen Nationalstaaten zu übertragen.

Die Zeit symbolisierte aber nicht nur Gewalt und Verlust von Handlungsspielräumen, sondern ebenso einen Neuanfang: Von Finnland über das Baltikum und Polen bis Jugoslawien und zum Kaukasus entstanden zahlreiche Nationalstaaten mit unterschiedlicher Le-

2 Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986 (Dt. Erstausgabe 1955), S. 426 ff.

3 Siehe zum Konzept multipler Geografien und globaler „Ethnoscapes“ Arjun Appadurai: „Globale ethnische Räume“, in: Ulrich Beck (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a.M. 1998, S. 11-40, hier S. 13; auch Michael G. Müller, Cornelius Torp: Conceptualising Transnational Spaces in History, in: European Review of History 16 (2009), Nr. 5, S. 609-617, S. 613 f.

4 Vgl. Michael Schwartz: Ethnische Säuberungen in der Moderne, München 2013, S. 320.

5 Zum Begriff: Martin Schulze Wessel: „Loyalität“ als geschichtlicher Grundbegriff und Forschungskonzept: Zur Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik 1918–1938. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten, München 20014, S. 1-22.

bensdauer neu oder nach langer Zeit wieder.[6] Zu den damit einhergehenden Prozessen von Staatsbildung und Territorialisierung, also der Herstellung staatlicher Ordnung, gehörten Mobilität und Urbanisierung, Aufbrüche, Chancen und Karriereschübe.[7] Neben den Versuchen, alte Traditionen und Netzwerke zu erhalten, standen solche, sie in neuer Form wiederzubeleben oder ganz neue Strukturen zu schaffen. Daher muss neben einer Einschränkung von Handlungsspielräumen für Individuen und Gruppen seit 1914 ebenso ihre Erweiterung in den Blick genommen werden. Dabei war die Zeit um 1918 für viele Akteure weit davon entfernt, eindeutig zu sein. Die Zukunft war nur schlecht vorstellbar, sie war unsicher und hielt selten gradlinige Entwicklungen bereit.

Aus dieser Perspektive muss das in der Historiografie anzutreffende und eingangs bereits erwähnte Narrativ von einem fast „teleologischen Übergang vom Imperium zur Nation"[8] einer kritischen Überprüfung unterzogen werden. Die damit oft einhergehende Postulierung der Zeit um den Ersten Weltkriegs als einer klaren und eindeutigen Zäsur sollte dabei ebenso hinterfragt werden. In solchen triumphalistischen Narrativen, in denen mit 1918 plötzlich eine neue, bessere Welt aufscheint, glänzen die Nationalstaaten fast immer als überlegenes Ordnungsprinzip, das die so genannte Rückständigkeit der Imperien zugunsten des unaufhaltbaren Fortschritts im homogenen Nationalstaat mit seinem Gleichheitsversprechen auflösen sollte. Solche Narrative wurden in jüngster Zeit vermehrt in Frage gestellt.[9] Auch dieses Heft soll zu einer differenzierteren Betrachtung über das Nachleben der Imperien beitragen, in denen die Imperien weder als Völkergefängnis verdammt noch als multiethnisches und multikonfessionelles Paradies verklärt werden.

6 Vgl. Reinhard Koselleck: Hinter der tödlichen Linie. Das Zeitalter des Totalen, in: Ders.: Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten, hrsg. und mit einem Nachwort von Carsten Dutt, Berlin 2010, S. 228-240, S. 236.

7 Vgl. Charles S. Maier: Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era, in: American Historical Review (2000), H. 105, S. 807-831; Charles Maier: Transformations of Territoriality 1600–2000, in: Gunilla Budde, Sebastian Conrad u.a. (Hrsg.): Transnationale Geschichte: Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen ^{2}2006, S. 32-55.

8 Vgl. Steffi Marung, Katja Naumann: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalsierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2015, S. 11-44, S. 26.

9 Vgl. Marung, Naumann, Einleitung (wie Anm. 8); sowie Jörn Leonhard: Multi-Ethnic Empires and Nation-Building: Comparative Perspectives on the Late Nineteenth Century and the First World War, in: Stefan Berger, Alexei Miller (Hrsg.): Nationalizing Empires, Budapest u.a. 2015, S. 629-646, S. 630; auch Ulrike von Hirschhausen, Jörn Leonhard: Beyond Rise, Decline and Fall. Comparing Multi-Ethnic Empires in the Long Nineteenth Century, in: Dies. (Hrsg.): Comparing Empires. Encounters and Transfers in the Long Nineteenth Century, Göttingen 2011, S. 9-34, S. 9 f.; und Tim Buchen, Malte Rolf (Hrsg.): Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918), München 2015; auch Malte Rolf: „Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850–1918) – zur Einleitung", in: Ders. (Hrsg.): Imperiale Biographien, Themenheft Geschichte und Gesellschaft 40 (2014), H. 1, S. 5-21.

Zäsur und Biografie

Aufgrund der tiefgreifenden Umbrüche, die die Jahre um 1918 mit sich brachten, sind sie in vielfacher Hinsicht als einschneidende Zäsur beschrieben worden. Der Begriff Zäsur, der inzwischen ubiquitär verwendet wird, wird immer dann herangezogen, wenn es gilt, eine Differenz zwischen einem Vorher und einem Nachher zu markieren. Wie scharf oder wie eindeutig aber diese Unterscheidung zwischen den Zeiten ist, ist ausgesprochen subjektiv. Die Bewertung hängt meist von einer retrospektiven Betrachtung ab, wodurch der Begriff sehr verschiedene und wandlungsfähige Phänomene beschreiben kann. Zum Teil werden bestimmte Zeiten schnell als Zäsur ausgerufen, geraten dann aber ebenso schnell wieder in Vergessenheit.[10] Dies gilt nicht für den Ersten Weltkrieg: Er hat seinen Charakter als starken Einschnitt in der Zeitgeschichte über Jahrzehnte hinweg nicht verloren, weil er mit seiner bislang unbekannte Zahl an Opfern, neuen Strategien der Mobilisierung und seinem Charakter als langer industrieller Krieg als erster totaler Krieg in der Geschichte galt. Darüber hinaus ist er den erlebenden, sondern auch folgenden Generationen nachhaltig im Gedächtnis geblieben. Da eine Zäsur in der historiografischen Perspektive zu einem Ereignis vor allem auch dann wird, wenn sie in der Erinnerung über viele Jahre hinweg schmerzt und präsent bleibt, hat dieser Umstand zu seiner Wahrnehmung als Zäsur beigetragen.[11]

Wahrnehmung variiert abhängig von der Perspektive des Betrachters. Je nach Betrachtungsweise lassen sich verschiedene Jahre als die „eigentlich" einschneidenden Jahre kennzeichnen.[12] Für die einen bildet 1914 mit dem Kriegsbeginn das entscheidende Datum, für andere 1916 mit der Schlacht von Verdun oder 1917 mit dem Kriegseintritt der USA, der dem Krieg eine globale Dimension verlieh. Ebenso ließe sich das Jahr 1918 mit dem Kriegsende als das entscheidende interpretieren, verbanden die einen damit doch große Hoffnungen auf einen Neuanfang, andere wiederum vor allem eine schmerzhafte Niederlage. Jüngere globalgeschichtliche, wirtschafts- und migrationshistorische Interpretationen haben die Wahrnehmung der Ersten Weltkriegs als Zäsur darüber hinaus weniger eindeutig erscheinen lassen, weil um die Mitte des 19. Jahrhunderts Prozesse etwa in der Globalisierung der Gesellschaften einsetzten, die von der Zeit von 1914 bis 1918 nicht in ihrer Dynamik eingeschränkt wurden.[13] Auch mit Blick auf den Ersten Weltkrieg sollte daher gefragt werden, ob die mit der Kriegszeit verbundene Zäsur eine eher nachträglich gesetzte Deutungszäsur ist oder von den zeitgenössischen Akteuren ebenso als solche erfahren wurde.[14]

10 Vgl. Martin Sabrow: Zäsuren in der Zeitgeschichte, in: Frank Bösch, Jürgen Danyel (Hrsg.): Zeitgeschichte – Konzepte und Methoden, Göttingen 2012, S. 109-130, S. 117.
11 Vgl. dazu Aleida Assmann: Erinnerungsräume, Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München [3]2006, S. 221 ff.
12 Vgl. Matthias Schöning: „Zäsur". Probleme einer historiographischen Angewohnheit, in: Christian Meierhofer, Jens Wörner (Hrsg.): Materialschlachten. Der Erste Weltkrieg und seine Darstellungsressourcen in Literatur, Publizistik und populären Medien 1899–1929, Göttingen 2015, S. 67-81, S. 76.
13 Vgl. Marung, Naumann, Einleitung (wie Anm. 8), S. 26.
14 Vgl. Sabrow, Zäsuren (wie Anm. 10), S. 122.

In diesem Heft soll die Wahrnehmung als Zäsur ebenfalls einer kritischen Überprüfung unterzogen, indem sie durch das Prisma biografischer Erfahrungen betrachtet wird. Die Biografieforschung ist dazu besonders geeignet, weil Biografien Gegenstand interdisziplinärer Forschung sind und auch vor Epochengrenzen nicht halt machen. Biografische Ansätze erlauben es daher, eng gesetzte politische, soziale oder kulturgeschichtliche Zäsuren zu überwinden, wodurch sie die Komplexität von historischen Umbruchsituationen wie Revolutionen oder Systemwechsel besonders gut zu beleuchten vermögen und die Dynamik von Wandel oder Kontinuität beschreiben können. Daher können hier sowohl die Chancen als auch die Zwänge in den Blick genommen werden, die der Übergang von der imperialen zur nationalen Ordnung für die Menschen bereithielt. Zudem kann die Verflechtung und das Ineinandergreifen beider Ordnungen verdeutlicht werden. Die Autorinnen und Autoren fragen also von einer Mikroebene aus, wie die Zeit um den Ersten Weltkrieg mit biografischen Erfahrungen korreliert, ob sie als deckungsgleich erfahren wurden oder nicht. Sie fragen damit sowohl nach „biografischer Kontinuität in historischer Diskontinuität“[15] als auch nach einer historischen Kontinuität imperialer Einflüsse und daraus erfolgender biografischer Diskontinuität.

Der für die Erforschung historischer Phänomene und Ereignisse erhellende und zunehmend anerkannte Charakter der Biografieforschung verdankt sich nicht zuletzt intensiv geführter Debatten in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften vor allem in den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten. Nach diesen Debatten konnte sich die historische Biografieforschung davon lösen, als ein methodisch verstaubter Ansatz oder ein Genre „in der Krise“ zu gelten, wie vor allem Vertreter der Sozial- und Strukturgeschichte in den 1970er Jahren postulierten. Sie wollten die Blickrichtung der historischen Forschung vor allem auf überindividuelle „Motive und Einflüsse, nicht jedoch auf die sog. individuellen Motive“ lenken.[16] Die Kritik an dem Genre, wie sie in der Folge auch von postkolonialer, feministischer und postmoderner Seite vorgetragen wurde, hat dazu beigetragen, biografische Erzählungen selbstreflexiver und kritischer werden zu lassen. Mit der Einsicht, stets subjektiv zu sein, sind sie auch wissenschaftlicher geworden.[17] Heute liegt eine große Vielfalt von Ansätzen in der Biografieforschung vor.[18] Das handelnde Individuum wird dabei weder auf einen Träger von Strukturmerkmalen reduziert noch als ein „homo clausus“, als „eine kleine Welt für sich“ (Norbert Elias) und von der Gesellschaft abgekapselt betrachtet. Vielmehr geht es darum, Individuen in der Gesellschaft zu verorten, sie in ihren Lebenswelten und in ihren sozialen, ethnischen, wirtschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen, religiösen und politischen Kontexten zu untersuchen.[19] Weil Biografien sich disziplinären Grenzen

15 So die Formulierung von Sabrow, Zäsuren (wie Anm. 10), S. 120.
16 Hans-Ulrich Wehler: Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse, in: Ders. (Hrsg.): Geschichte und Psychoanalyse, Frankfurt a.M u.a. 1971, S. 9-30, S. 22.
17 Siehe zusammenfassend Levke Harders: Legitimizing Biography: Critical Approaches to Biographical Research, in: Bulletin of the German Historical Institute 55 (Fall 2014), S. 49-56, S. 50.
18 Dazu grundlegend Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biografie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2009.
19 Siehe etwa Simone Lässig: Biography in Modern History – Modern History in Biography, in: Volker Berghan, dies. (Hrsg.): Biography between Structure and Agency, Central European Lives in International Historiography, New York, NY 2008, S. 1-26, S. 10 f.; Margit Szöllösi-Janze: Fritz Haber 1868–1934. Eine Biografie, München 1998, S. 12.

entziehen, zeigt der Fokus auf das individuelle Leben auch deutlich, dass es fast unmöglich ist, das Private vom Öffentlichen zu trennen, das Ökonomische oder Wissenschaftliche vom Kulturellen und das Politische vom Personellen.[20]

Entsprechend der Vielfalt von biografischen Ansätzen kommen in diesem Heft unterschiedliche biografische Formen zum Ausdruck: Das Tagebuch der Litauerin Gabrielė Petkevičaitė, das sie zwischen 1914 und 1919 verfasste und für dessen Veröffentlichung sie sich nach Ende der kriegerischen Auseinandersetzung selbst einsetzte, dient Andrea Griffante zum einen für die Analyse der Krise, die die Autorin angesichts der vom Krieg gezeichneten Welt durchlebte. Zum anderen lassen sich die Geschehnisse zwischen dem Niedergang des zarischen *Ancien Régime* und der Entstehung des litauischen Nationalstaats reflektieren. Ebenso wie in diesem Tagebuch wird an den autobiografischen Darstellungen dreier Frauen aus der Umbruchs- und Aufbruchszeit in Estland in der Zeit von 1914 bis 1920 im Text von Karsten Brüggemann die Sinnstiftung solcher Aufzeichnungen deutlich, die sich erst vor dem Hintergrund des historischen Kontextes ihrer Entstehung erschließt. Autobiografische Darstellungen, die in zahlreichen der hier versammelten Texten als wichtige Quelle figurieren, erscheinen dabei häufig nach Krisen oder epochalen Ereignissen. In unsicheren Zeiten wollen Menschen zu einer erinnernden und somit historischen und gesellschaftlichen Selbstverortung gelangen.[21]

Zuweilen motiviert die Erfahrung eines Umbruchs den autobiografischen Akt erst. Solche Texte, die als soziale Kommunikation sowohl mit der Leserschaft als auch mit der eigenen Vergangenheit verstanden werden sollten, machen dann Konfigurationen und Rekonfigurationen von kollektiv geteilten Sinnsystemen rekonstruierbar.[22] Das eigene Erleben soll nicht nur sinnvoll dargestellt werden, sondern auch in einer Beziehung zu seinen Auswirkungen auf die Gesellschaft und die Ereignisse legitimiert werden – dies wird etwa in der individualbiografischen Betrachtung von Tobias Grill über den russischen Juristen, Politiker und Publizisten Isaak Nachmann Steinberg deutlich, der seine eigene Beteiligung an der Oktoberrevolution retrospektiv zu legitimieren suchte, indem er den Bolschewiki vorwarf, einen an sich richtigen Akt verraten und pervertiert zu haben. Ebenso wie Steinberg, der sein Leben nach seiner Ausweisung aus der Sowjetunion im Jahr 1923 in zahlreichen weiteren Ländern verbrachte, wird im Beitrag von Jens Boysen der Offizier Joseph Unruh / Józef Unrug individualbiografisch dargestellt. Eine Gemeinsamkeit, die dieser nicht nur mit Steinberg teilte, war, dass auch sein Leben in mehreren imperialen und nationalen Ordnungen verlief, war er doch sowohl in Preußen als auch im neu gegründeten Polen nach 1918 im Militär aktiv.

Der größte Teil der Beiträge hat sich demgegenüber einem kollektivbiografischem Ansatz verschrieben: Am Beispiel von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Publizisten unterschiedlicher Fachrichtungen in Lettland, Polen und Russland, Angehörigen

20 Deslay Deacon, Penny Russell u.a.: Transnational lives, Introduction, in: Dies.: (Hrsg.): Transnational Lives: Biographies of Global Modernity, 1700–present, New York, NY 2010, S. 5.

21 Vgl. Heinz Peter Preußer, Helmut Schmitz: Autobiografik zwischen Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung. Eine Einleitung, in: Heinz-Peter Preußer, Helmut Schmitz (Hrsg.): Autobiografie und historische Krisenerfahrung, Heidelberg 2010, S. 7-20, S. 15.

22 Vgl. Volker Depkat: Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft, in: BIOS 23 (2010), H. 2, S, 170-187, S. 179.

von deutschen Freikorps-Verbänden im Baltikum sowie Juristen und Notaren in Lettland wird der gesellschaftliche Wandel in der Zeit von 1914 bis weit in die Zwischenkriegszeit untersucht, der sich sowohl in kollektiven als auch in individuellen Leben konkretisiert hat. In mehreren Skizzen werden die Erfahrungs- und Handlungsräume, und die Chancen und Zwänge der betroffenen Gruppen in Umbruchsituationen aufgezeigt. Einerseits wird sehr deutlich, welche Wirkung der zum Teil abrupte und umfassende Verlust nicht nur von gewohnten Privilegien oder Einfluss, sondern auch von konkreten materiellen Gütern, und die neu entstehenden Strukturen auf die betroffenen Individuen ausübten, mit zum Teil tragischen Folgen für die Individuen. Andererseits zeigt sich, wie Individuen und Gruppen neue Ordnungen (oder auch das Fehlen solcher in einer Situation von Umbruch) für sich nutzen konnten und wie sie selbst aktiv an ihrer Gestaltung beteiligt waren. Da die Beiträge kontrastive Betrachtungen zu anderen Kollektiven einschließen, können Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Lebensgeschichten deutlicher hervortreten als es in Individualbiografien möglich ist.[23]

In einigen Aufsätzen wird die eng mit dem Komplex Biografie und Zäsur verknüpfte Frage aufgeworfen, inwieweit die Erfahrungen rund um den Ersten Weltkrieg als generationell prägende Erfahrungen zu begreifen sind. In der deutschen Geschichtswissenschaft wurde der Erste Weltkrieg – wie selten ein anderes Ereignis – als Erlebnis einer Generation wahrgenommen.[24] Auch in der deutschsprachigen Biografik spielt die Vorstellung von generationenbedingten biografischen Gemeinsamkeiten eine explizitere Rolle als etwa im englischsprachigen Raum. Dies geht auf die von Karl Mannheim begründete Tradition der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Generationenfragen zurück.[25]

In diesem Band überprüfen einige der Autoren, inwieweit die Nachkriegsjahre in ihrer komplexen Umbruchsituation im östlichen Europa entscheidend dadurch geprägt waren, dass die beteiligten Akteure die unterschiedlichen Erlebnisse als Generationserfahrungen begriffen. Mit Reinhart Koselleck lässt sich konstatieren, dass es „generationsspezifische Erfahrungsfristen und Erfahrungsquellen [gibt; K. S.], die einmal institutionalisiert oder überschritten, gemeinsame Geschichte stiften."[26] Solche Erfahrungen müssen zwar nicht, sie können aber eine prägende Wirkung haben und eine Generation von der anderen abheben – es kann sich ein bestimmtes Gedächtnis einer Generation ausbilden, das spätere Generationen bereits in jener spezifischen Ausformung nicht mehr teilen oder sogar verändern. Dies entspricht dem Wesen des Gedächtnisses, ist es doch wandelbar, plural und sozial bedingt. Darauf aufbauend bietet sich die Möglichkeit, Einzelerfahrungen in Kollektivbiografien einer generationellen Gruppe aufgehen zu lassen, um Vernetzungen und Einflüsse, Verflechtungen, Parallelitäten, aber auch Unterschiede zwischen einzelnen Perso-

23 Vgl. zu den Funktionen der Kollektivbiografie auch Levke Harders und Hannes Schweiger: Kollektivbiographische Ansätze, in: Klein, Handbuch Biografie (wie Anm. 18), S. 194-198.

24 Vgl. Ulrike Jureit: Generation, Generationalität, Generationenforschung, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Generation?oldid=106418 [letzter Zugriff: 1.12.2015].

25 Vgl. Hannes Schweiger: Die soziale Konstituierung von Lebensgeschichten. Überlegungen zur Kollektivbiographik, in: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, unter Mitarbeit von Hannes Schweiger, Berlin 2009, S. 317-352, S. 334.

26 Reinhart Koselleck: Zeitschichten, Studien zur Historik, Frankfurt a.M. 2000, S. 36.

nen und Gruppen aufzuzeigen.[27] Somit kann der Generationenbegriff dazu genutzt werden, moderne Erfahrungen gesellschaftlichen Wandels zu deuten und zu strukturieren.[28]

Gleichwohl sollte die Rede von einer Generationszugehörigkeit immer dahingehend überprüft werden, ob sie dazu tendiert, die Verantwortung Einzelner für bestimmte Handlungen gering zu schätzen oder in legitimatorischer Absicht von einer historischen und unabdingbaren Notwendigkeit auszugehen, die es nur selten gegeben hat.[29] Ebenso wenig reicht es für eine Generationenzugehörigkeit aus, einfach im selben Jahr geboren worden zu sein – ein oder mehrere einschneidende Ereignisse in einem bestimmten Zeitabschnitt oder eine konzentrierte räumliche Erfahrung sowie eine gemeinsame Verarbeitung der Ereignisse sollten hinzutreten, um von einer Generationszugehörigkeit und einer entsprechenden Auswirkung auf gesellschaftliches Handeln oder Strukturen sprechen zu können.[30] Eine ausgeprägte generationelle Erfahrung tritt zum Beispiel im Text von Mathias Voigtmann über die Freikorps-Einheiten der so genannten Baltikumer hervor. Das gemeinsame Erleben bzw. die Tatsache, dass bestimmte (Gewalt)-Erfahrungen als Gemeinsamkeiten empfunden wurden, scheint entscheidend für die generationelle Selbst- und Fremdzuschreibung dieser Gruppe gewesen zu sein. Ihr kann somit eine potentielle Verbundenheit unterstellt werden.[31] Aber auch das zum Teil rauschhaft erfahrene Bewusstsein, nach 1918 an der Gründung von neuen Nationalstaaten beteiligt gewesen zu sein, konnte im postimperialen Raum eine gemeinsame und identitätsstiftende Generationenerfahrung begründen, wie es Martin Müller-Butz in seinem Beitrag über die Vertreter des Wilnaer *sowjetoznawstwo* reflektiert.

Die Wirkmächtigkeit der Imperien: transnationale Leben und der Nationalstaat

In diesem postimperialen Raum ist zumindest für eine gewisse Zeit von einer Gleichzeitigkeit mehrfacher territorialer Ordnungsvorstellungen auszugehen, die sowohl national als auch imperial geprägt sein konnten. Die neuen staatlichen Ordnungen entstanden nicht aus dem Nichts, sie bauten vielmehr auf den territorialen Ordnungen aus den Imperien auf und setzten sich in Teilen aus ihnen zusammen. Dies wird zunehmend auch in der Historiografie anerkannt, wie Hanna Bazhenova veranschaulicht. Die von ihr behandelte Kaiserliche Warschauer Universität im russischen Teilungsgebiet erfahre eine Neubewertung in der polnischen Historiografie, in der sie nicht mehr nur als imperiales Unterdrückungswerkzeug und Verhinderer von einer Modernisierung einheimischer Wissenschaft gesehen, sondern ihr Beitrag zur Entwicklung von Wissenschaft und Bildung in den polnischen Territorien anerkannt werde. Das Vermächtnis der Imperien bestand aus solchen staatlichen Institutionen, aus Eliten, aus sozialen und ökonomischen Strukturen und einem jeweils spezifischen Verständnis von politischer Kultur.[32] Wie etwa politisches Handeln unter den Bedingungen

27 Vgl. Levke Harders, Veronika Lipphardt: Kollektivbiografie in der Wissenschaftsgeschichte als qualitative und problemorientierte Methode, in: Traverse 13 (2006), Nr. 2, S. 81-91, hier S. 82.
28 Vgl. Ulrike Jureit: Generationenforschung, Göttingen 2006, S. 8.
29 Vgl. Schweiger, Soziale Konstituierung (wie Anm. 25), S. 340.
30 Vgl. Ebenda, S. 341.
31 Vgl. dazu auch Ulrike Felt (Hrsg.): Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt a.M. 1995, S. 13.
32 Vgl. Karen Barkey: Thinking about Consequences of Empire, in: Dies., Mark von Hagen (Hrsg):

der Autonomie in der Habsburgermonarchie im Unterschied zum restriktiveren Regime des Russländischen Reichs hatte eingeübt werden können, spielte im polnischen Nationalstaat seit 1918 eine erhebliche Rolle – tendierten doch zum Beispiel jüdische Politiker, die aus Galizien kamen, viel eher zu Kompromissen mit den jeweiligen Regierungen als diejenigen aus dem russischen Teilungsgebiet, wo im 19. Jahrhundert auch Kampf gegen staatliche Autoritäten eingeübt wurde.

Die Träger solchen Wissens, die Funktionseliten der Reiche, spielten oft eine tragende Rolle beim Aufbau der neuen Staaten – sie waren diejenigen, die bestimmte Strukturen überhaupt erst ermöglichten. Es war fast unmöglich, nicht auf ihr Fachwissen und ihre Expertise zurückzugreifen.[33] Sie, die ihre Bildung innerhalb imperialer Funktionseliten erhalten hatten, spielten als nationale Akteure aber nicht nur eine besondere Rolle bei der Ausformung von Institutionen im neuen Staatsgebilde, sondern traten auch für den Erhalt von Beziehungen und Querverbindungen zwischen den Gesellschaften ein.[34] Daher griffen regionale, nationale und globale Verflechtungszusammenhänge dynamisch ineinander.[35] Territorium ist daher vielmehr als ein Prozess zu verstehen als ein statisches Gebilde. In den Imperien eingeübte soziale Praktiken bestanden fort, Strukturen und Institutionen verschwanden nicht einfach von einem Tag auf den anderen – sie produzierten Netzwerke und Räume, die das Verschwinden politischer Grenzen lange überdauern konnten.[36] Die Imperien waren bis 1918 ein bestimmender territorialer Ordnungsrahmen, der auch nach ihrem Zerfall wirkmächtig blieb.

In diesem Rahmen waren und blieben Akteure aus Ost- und Ostmitteleuropa über Grenzen hinweg vernetzt. Aufgrund der neuen Grenzziehungen im östlichen Europa ist hier häufig von Menschen die Rede, die nicht nur in einer Region, einem Imperium oder einer Nation gelebt, sondern Grenzen überschritten haben. Identitäten, die nicht als essentialistisch gegeben zu verstehen sind, und Loyalitäten konnten so an unterschiedlichen Orten produziert werden. Transnationale Ansätze in der Geschichtsschreibung haben den Blick auf solche Fälle gelenkt. Auch in diesem Heft geht es um das, was als „transnationales Leben“ oder „transnationale Biografie“ bezeichnet worden ist.[37] Mit dem Begriff der „Transnationalität“ soll vor allem eine Perspektive eingenommen werden, die eine Alternative zu der auf die Nation konzentrierten dominierenden Historiografie darstellen will.

After Empire. Multiethnic Societies and Nation-building: The Soviet Union and the Russian, Ottoman, and Habsburg Empires, Boulder 1997, S. 99-114, S. 101.

33 Vgl. zum Beispiel Ingo Loose: How to Run a State: The Question of Know-How in Public Administration in the First Years after Poland's Rebirth in 1918, in: Martin Kohlrausch, Katrin Steffen u.a. (Hrsg.): Expert Cultures in Central Eastern Europe. The Internationalization of Knowledge and the Transformation of Nation States since World War I, Osnabrück 2010, S. 145-159.

34 Vgl. Anna Veronika Wendland: Am Rande der Imperien: Mychajl Drahomanov und die Anfänge einer europäischen Verflechtungsgeschichte der Ukraine, in: Guido Hausmann, Angela Rustemeyer (Hrsg.): Imperienvergleich. Beispiele und Ansätze aus osteuropäischer Perspektive. Festschrift für Andreas Kappeler, Wiesbaden 2009, S. 221-246, S. 223 f.

35 Vgl. auch Ulrike Jureit: Das Ordnen von Räumen, Hamburg 2012, S. 21.

36 Vgl. dazu auch Béatrice von Hirschhausen u.a. (Hrsg.): Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken, Göttingen 2015.

37 Deacon, Russell u.a., Transnational Lives (wie Anm. 20); vgl. auch Bernd Hausberger: Globalgeschichte(n) als Lebensgeschichten, in: Ders. (Hrsg.): Globale Lebensläufe. Menschen und Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen, Wien 2006, S. 9-27.

Die Rolle der Nation als wirkmächtige Kraft in der Geschichte soll dabei nicht geleugnet werden, sie soll nur nicht als alleiniger Ausgangspunkt gelten.[38] Transnationale Biografien sind dabei nichts Neues, denn Menschen, deren Leben räumlich entgrenzt verliefen, hat es auch in früheren Zeiten gegeben. Dadurch aber, dass sich die Nationalisierungsprozesse nach dem Ersten Weltkrieg verstärkten und sich das Nationalstaatsprinzip, die „Eroberung des Staates durch die Nation",[39] in der Zeit von 1918 bis 1939 mehr denn je durchgesetzt hatte, entstand die Gefahr für diejenigen, die sich dem nationalen Paradigma zu entziehen suchten oder national nicht eindeutig zuzuordnen waren, ausgegrenzt oder Bürger zweiter Klasse zu werden.[40]

Die neu gebildeten Nationalstaaten, die vielfach eher als nationalisierende Staaten zu verstehen sind,[41] standen im östlichen Europa nach 1918 vor großen Herausforderungen: In einer Situation, die noch immer von gewaltsamen Auseinandersetzungen, zahllosen Konflikten und Kompromissen, von Migration, Epidemien, aber ebenso von einer großen Offenheit gekennzeichnet war, versuchten Akteure, die neue Ordnung zu etablieren und auch auf internationalen Bühnen wie dem Völkerbund ökonomische und politische Vorteile für die ethnisch definierten Nationalstaaten auszuhandeln. In den Staaten mussten neue Funktionseliten ausgebildet werden, da sie technologisches und wirtschaftliches Expertenwissen benötigten. Dies musste zum Teil aus anderen Teilen der Imperien oder anderen diasporischen Orten „importiert" werden. Man versuchte, eine gut ausgebildete ethnisch „passende" Elite, zurückzugewinnen, wollte man doch andere Länder nicht länger von diesen „Migranten" profitieren lassen – eine solche Strategie hatte etwa im russischen Teilungsgebiet unter dem Stichwort der „Emigration der Talente" bereits im 19. Jahrhundert zu erhitzten Diskussionen geführt.

Die nationalstaatliche Entwicklung sollte möglichst erfolgreich sein – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der vormaligen Imperien, an denen die neuen Staaten gemessen wurden und an denen sie sich vor allem selbst maßen: Es galt, die Überlegenheit des Nationalstaates als Form politischer Verfasstheit über die vorherigen Vielvölkerreiche zu beweisen.[42] Nicht nur die Bolschewiki versuchten, zu diesem Zweck einen „neuen Menschen" zu kreieren – dieses Ziel setzte sich etwa auch der erste Gesundheitsminister Polens, Tomasz Janiszewski, der an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika schrieb, sein Ministerium solle für die Entstehung einer „neuen Sorte Mensch" sorgen.[43] Wie bemüht Staaten waren, solch hoch gesteckten Ziele mit den entsprechenden Vertretern der „passenden" Nationalität

38 Klaus Kiran Patel: Transnationale Geschichte, in: Europäische Geschichte Online (EGO), 03.12.2010, URL: http://www.ieg-ego.eu/patelk-2010-de [letzter Zugriff: 23.1.2014].

39 Arendt, Elemente und Ursprünge (wie Anm. 2), S. 434.

40 Vgl. dazu Tara Zahra: Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis, in: Slavic Review 69 (2010), S. 93-119.

41 Vgl. Rogers Brubaker: Nationalizing states in the „Old New" Europe – and the new, in: Ethnic and Racial Studies 19 (1996), Nr. 2, S. 411-437.

42 Vgl. Katrin Steffen, Martin Kohlrausch: The Limits and Merits of Internationalism. Experts, the State and the International Community in Poland in the First Half of the Twentieth Century, in: European Review of History 16 (2009), Nr. 5, S. 715-737.

43 Tomasz Janiszewski: The Versailles Treaty and the Question of Public Health, in: International Journal of Public Health 2 (1921), S. 140-151; dazu Katrin Steffen: Experts and the Modernization of the Nation – the Arena of Public Health in Poland in the First Half of the 20th Century, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 61 (2013), H. 4, S. 574-590.

verwirklichen zu können, zeigt der Beitrag von Per Bolin: Alle lettischen Wissenschaftler, die sich noch im Jahr 1919 an russischen Universitäten befanden, erhielten Telegramme, sie seien zu Professoren der neu gegründeten nationalen Universität Riga gewählt worden. Damit einher ging die Aufforderung, nach Riga zu kommen. Sie sollten die zukünftige akademische Elite im lettischen Nationalstaat bilden und die etablierte deutschbaltische Professorenschaft ablösen. In vielen Disziplinen konnten Vertreter der jungen Generation mit der „richtigen" Nationalität daher relativ schnell hohe Positionen erlangen, zuweilen unabhängig von ihrer Qualifikation. Dass dies kein Automatismus war, zeigt Bolin anhand der medizinischen Fakultät der Universität in Riga. Dort war man nicht unmittelbar gewillt, nationalistischen Argumenten gegenüber der professionellen Qualität der Lehrenden den Vorzug zu geben. Aber prinzipiell eröffneten die mit der Nationalstaatsbildung einhergehenden Neugründungen von Universitäten auch anderswo jüngeren Wissenschaftlern die Chance auf eine schnelle Universitätskarriere: In Warszawa, Vilnius und Poznań dominierten die 30-jährigen in den neuen Universitäten.[44]

Mit der Rückkehr von Emigranten oder vormaligen Staatsbürgern der Imperien ging ein bedeutender Wissenstransfer aus den alten Ordnungen in die neuen Nationalstaaten einher. So trug der polnische Staat ein beträchtliches personelles und diskursives „kognitives Erbe" aus den Imperien in sich, wie etwa Jens Boysen am Beispiel der polnischen Marine zeigt. Eine solche Migration von Wissen, von Erlebtem oder Gelernten fand dabei in der gegebenen Zeit nicht nur in die Richtung West-Ost statt: Die Freikorps-Verbände etwa, die im Baltikum aktiv geworden waren, transferierten das dort Erlebte und Verinnerlichte zurück nach Deutschland, wodurch sie zu zunehmender Gewalt in der Weimarer Republik beitrugen. Zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die nach 1918 in die neuen Nationalstaaten im östlichen Europa zurückkehrten, blieben international vernetzt und beförderten eine transnationale Verflechtung von Wissen. Das Fortleben von Wissen, Ideen und Konzepten aus den Imperien führte auch dazu, dass längst nicht alle Menschen davon begeistert waren, in den neu formierten Nationalstaaten zu leben. In Polen etwa rief der neue Staat durchaus gemischte Gefühle hervor: Die einen versetzte er in eine Art euphorischen Rauschzustand mit der Vision einer idealisierten Zukunft in einem Land voller sozialer Gerechtigkeit, das durch die so genannten gläsernen Häuser im Werk des Schriftstellers Stefan Żeromski, die Martin Müller-Butz analysiert, so deutlich symbolisiert wird. Diese Euphorie trug viele auch noch durch die Zwischenkriegszeit, als sich alle Illusionen und Ideale im alltäglichen Parteiengezänk allmählich aufgelöst hatten. Andere waren von Beginn an weitaus skeptischer, sei doch die Unabhängigkeit infolge des Ersten Weltkriegs mit hohen Verlusten und großem Elend errungen, dass sich kein Mensch daran erfreuen könne, so postulierte der der Sprachwissenschaftler Jan Baudouin De Courtenay. Ähnlich erlebte der aus Galizien stammende Rabbiner Joseph Samuel Bloch den Zerfall der Habsburgermonarchie als eine „gewaltsame Zerstörung", als „Zertrümmerung", die vor allem Bruchstücke einer einstigen Ordnung hinterlassen habe. Solche Einschätzungen mögen immer auch der

44 Vgl. Tomasz Schramm: Tworzenie uniwersytetów. Kadry profesorskie uniwersytetów w Warszawie, Poznaniu i Wilnie u progu Drugiej Rzeczypospolitej [Universitätsgründungen. Die Professoren der Warschauer, Posener und Wilnaer Universitäten zu Beginn der Zweiten Republik], in: Włodzimierz Medrzecki (Hrsg.): Społeczeństwo. Państwo. Modernizacja. Studia ofiarowane Januszowi Żarnowskiemu w siedemdziesiątą rocznicę urodzin, Warszawa 2002, S. 140.

Logik der autobiografischen Sinnstiftung in einer Zeit der Entfremdung und des Umbruchs folgen – sie zeigen aber eben auch die Wirkungsmächtigkeit der Zeit der Imperien.[45]

Diese Wirkmächtigkeit konnte für die Betroffenen durchaus Gefahren bereit halten. Während sich viele Nationen nur wenig ihrem imperialen Vermächtnis stellten und nationale Errungenschaften davon abkoppelten, hatten diejenigen, die die Imperien oder Verbindungen zu ihnen repräsentierten, es in den neuen Staaten nicht immer leicht. Hanna Bazhenova zum Beispiel erwähnt den Historiker Teodor Wierzbowski, der jahrelang an der Kaiserlichen Universität in Warschau unterrichtet hatte. Später habe er als nach Russland orientierter Dozent gegolten, der die Universität habe verlassen müssen. Die erwähnten transnationalen Biografien oder ihre Verankerung im imperialen Gefüge gefielen in den neuen Nationalstaaten nicht allen, die diese Staaten zu repräsentieren glaubten. Der Metallwissenschaftler Jan Czochralski etwa, der sowohl in Preußen, in der Weimarer Republik und in Polen wissenschaftlich gearbeitet hatte und mit einer deutschen Staatsbürgerschaft und zahlreichen internationalen Vernetzungen 1929 in Polen hochwillkommen mit einem Lehrstuhl an der Warschauer Technischen Hochschule und zahlreichen prestigereichen Ämtern ausgestattet worden war, musste sich wenige Jahre später vor Gericht mit dem Vorwurf auseinandersetzten, zu „deutschfreundlich“ und kein „echter“ Pole zu sein. Auch sein Leben wurde in der Fremdwahrnehmung unzertrennbar mit dem preußisch-deutschen Anteil in seiner Biografie verbunden.[46] Ein imperiales Erbe konnte verschiedene Menschen zur „Reizfigur“ in der Öffentlichkeit machen.[47] Auf diese Weise konnten diese Personen dann für national einigende Zwecke instrumentalisiert werden. Durch einen alltäglich gelebten Transnationalismus, der durch den Zerfall der Imperien und vielfache Migrationsbewegungen nach 1918 nicht nur ein Elitenphänomen war, sahen manche Vertreter der neuen Staaten nationale Identitätskonstruktionen gefährdet. Die Lebensläufe von Menschen wie Czochralski, die das Prinzip von Territorialität herausforderten und in zwei oder mehreren Nationen oder anderen politischen Einheiten lebten und somit politisch definierten Grenzen überwanden, konnten für eine Verunsicherung der Zeitgenossen sorgen – die Kritik an ihnen verhieß hingegen nationale Einigung. In der späteren Überlieferung sind sie dann oftmals aus dem Blick geraten oder unterlagen einer eindimensionalen Betrachtungsweise, da die Beschreibung von Lebensgeschichten nicht selten in den Dienst der Nationen gestellt wurde.[48]

*

An dieser Stellte wird der Mehrwert von zäsur- und grenzüberschreitenden Perspektiven von Biografien deutlich, wie sie in diesem Heft versammelt sind: Zum einen werden Aspekte von Mobilität, von Netzwerken und von Transferprozessen in den Vordergrund gerückt, oh-

45 Vgl. Tim Buchen, Malte Rolf: Eliten und ihre imperialen Biographien. Zur Einführung, in: Dies., Imperiale Biographien (wie Anm. 9), S. 3-31, S. 2.

46 Katrin Steffen: Anerkannt, verfemt, rehabilitiert: Der Metallurge Jan Czochralski in Deutschland und in Polen im 20. und im 21. Jahrhundert, in: Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften 6 (2013), S. 220-236.

47 So Martin Müller Butz: Von Russland nach Polen. Zum Potential imperialer Erfahrung nach dem Zerfall der Imperien am Beispiel der Biographie von Aleksander Lednicki, in: Rolf, Imperiale Biographien (wie Anm. 9), S. 199-219, S. 215.

48 Vgl. Deacon, Russell u.a., Transnational Lives (wie Anm. 20), S. 2.

ne Kategorien wie Imperien oder Nation zu vernachlässigen. So lässt sich erkennen, dass Fragmente von Identitäten und Lebenswegen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten produziert werden können. Ebenso können an mehreren Orten in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Rollen gespielt und unterschiedliche performative Strategien und Techniken eingesetzt werden. Daher ergibt es wenig Sinn, nach dem einen „ganzen biografischen Subjekt“ zu suchen, das es ohnehin nur als konstruiertes Narrativ geben kann. Zudem lassen sich über die biografischen Betrachtungen nationale Meistererzählungen herausfordern. So hat sich im Falle Estlands ergeben, dass eine Einheit des Volkes im Streben nach einem Nationalstaat in den Jahren 1917 und 1918 in der zeitgenössischen Beobachtung keineswegs gegeben war. In den hier versammelten biografischen Betrachtungen zeigt sich, dass die vermeintlich eindeutige „Zäsur“ des Ersten Weltkriegs letztlich sehr unterschiedliche Auswirkungen in verschiedenen Jahren hatte: Für einige markierte sie einen erheblichen Einschnitt, wie etwa für die Historiker der Warschauer Kaiserlichen Universität im Beitrag, die aus der Stadt im Jahr 1915 evakuiert wurden. Für andere wiederum stellte sie sich als kein so eindeutiger Schnitt zwischen einem Vorher und einem Nachher dar. Mit dem Zerfall der Imperien entstand ein dynamischer Übergangs- und Möglichkeitsraum. Dieser Raum ist sowohl von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, also der Existenz der Imperien, als auch von ihrem Zerfall und der Zeit danach geprägt, von den Aushandlungsprozessen staatlicher Neuordnungen, und von den Biografien ihrer Bewohnerinnen und Bewohner, die aus den imperialen Ordnungen kamen und zweifellos von ihnen geprägt waren. Für viele Akteure gab es im Übergangsraum nach 1914/18 zahlreiche historische Wirklichkeiten, Chancen und Gefahren. Ihnen anhand ihrer Biografien nachzuspüren, eröffnet die Möglichkeit, die Ambivalenzen und verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigen, die diese Zeit für sie bereithielt.